

"Hauptsache, man versteht uns"

Autor(en): **Schlapp, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **59 (2003)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Hauptsache, man versteht uns»

Die Sprache in den Medien

Von Hermann Schlapp

«Wenn die Sprache nach einer Metapher Heideggers ‹das Haus des Seins› ist, dann ist es auch nur plausibel, dass seine Bewohner sich mit Händen und Füßen dagegen wehren, es zu verlassen. Nimmt man jedenfalls die ausserordentlich heftigen Auseinandersetzungen über die Rechtschreibreform beim Wort, dann sind die Deutschsprechenden lauter Sprachliebhaber, Sprachenthusiasten, ja Sprachfanatiker, denen nichts fremder ist als der Auszug in die sprachliche Hauslosigkeit, zumindest, was die Mysterien der Orthographie betrifft. Hält man sich indessen an den Umgang mit der Sprache, wie er in den meisten Medien geübt wird, so ist die deutsche Sprache ihren Sprechern und Schreibern, ihren Lesern und Hörern so gleichgültig wie nur Weniges sonst, fortwährend verhunzt, verludert, ohne dass man das auch nur registrierte. Sprachkritik gibt es zwar hier und da (noch), aber keineswegs mit einem festen Platz im öffentlichen Bewusstsein und ohnehin meist folgenlos.»

Dies schrieb Ludger Lütkehaus in der «NZZ» vom 13. März 1999. Das Thema ist nicht an den Haaren herbeigezogen – es ist nach wie vor aktuell. Für viele indessen, die mit der Sprache arbeiten, vor allem auch für zahlreiche Medienschaffende, ist es keineswegs von hohem Rang. Dabei ist die Sprache das wichtigste Instrument der Journalisten. Über sie soll ja Information transportiert und verständlich gemacht werden. Wenn die Sprache versagt, versagt die Kommunikation. Das ist zwar eine Binsenwahrheit, die jeder bejaht, doch viele kaum beachten. – «Hauptsache, man versteht uns», heisst es dann treuherzig und beschwichtigend. Dabei ist leicht nachzuweisen, dass durch Sprachverluderung auch Unschärfe in das Denken und damit natürlich in die Kommunikation dringt. Wer unklar schreibt, denkt nicht klar. Von dieser These abgesehen, hat Sprache auch sehr viel mit Kultur zu tun. Die Sprache vertritt viel über Geist und Würde der Sprechenden oder Schreibenden Person.

Nun ist das Ringen um eine schöne Sprache zwar so alt wie das Schreiben selbst. Der schreibende Mensch hat sich immer um einen Stil bemüht, der sich vom Sprechstil absetzt, ja ihm in Klarheit, Prägnanz, Schönheit und Rhythmus überlegen ist. Auch Beamte setzen sich stilistisch gelegentlich einmal gern aufs hohe Ross, um mit gestelzten Formulierungen ihre Überlegenheit aus-

zudrücken. Dichter haben zu allen Zeiten versucht, eine kunstvolle, vom Sprechen abgehobene Sprache zu pflegen. Intellektuelle drücken sich gelegentlich möglichst geschraubt aus, um ihre Geisteskraft zu demonstrieren und sich vom Durchschnittsbürger abzuheben. – Martin Luther, der Schöpfer unserer Schriftsprache, hat zwar gesagt: «Du sollst dem Volk aufs Maul schauen», doch als es darum ging, die Bibel zu übersetzen, hat er nicht eine simple Volkssprache gewählt, sondern das möglicherweise schönste und gepflegteste Deutsch seiner Zeit. Gepflegte Sprache heisst allerdings nicht geschwollene Sprache. Gepflegte Sprache kann einfach sein. Sie soll sich jedoch stets von der flüchtig gesprochenen, ungeformten Sprache abheben, sie darf niemals simpel sein.

Wer soll heute die Sprache pflegen, wenn nicht – neben den Lehrern – die Schriftsteller und Journalisten? Dabei geht es nicht um irgendwelche Prinzipienreiterei; es geht um Verständlichkeit, Schönheit und letztlich um Kultur.

Die Sprache der Journalisten soll einfach und klar sein. Sie muss von einem breiten Publikum verstanden werden. «Wir schreiben für die Marktfrau am Dom», postuliert der Medien- und Sprachfachmann Wolf Schneider. Das aber ist eine Herausforderung. Die Marktfrau am Dom ist nicht dumm. Sie ist Unternehmerin und Geschäftsfrau, aber sie hat keine Hochschule besucht. Darum gilt es, komplizierte Dinge sprachlich einfach darzustellen. Das ist eine der vorrangigen Aufgaben der Journalisten, die unter gar keinen Umständen mit Sprachverluderung einhergehen darf.

Leider aber ist Differenzieren oft nicht mehr gefragt. Das führt zu einem oberflächlichen Schlagzeilenjournalismus und zur fürchterlichen Vereinfachung der vermittelten Information und des vermittelten Weltbildes. So entstehen in uns Vorstellungen von Ereignissen und Urteile über Personen und Fakten, die mit der Realität herzlich wenig zu tun haben. Das ist Stammtisch-Journalismus.

Natürlich gibt es eine *Scheidung der Geister*. Die «Neue Zürcher Zeitung» (NZZ) beispielsweise ist weit davon entfernt, den modernen Trend zur Nivellierung mitzumachen. Aber sie wird nicht von allen verstanden, weil sie in der Tat gelegentlich elitäre Züge trägt und eine höhere Bildung voraussetzt. Für die seriöse Durchschnittszeitung wird also ein Mittelweg zu suchen sein.

Täglich liest der statistische Durchschnittsleser noch 20 Minuten. Jeder Journalist bemüht sich um die 21. Minute, d. h. um eine Verlängerung der Lesezeit. Mit blitzgescheiterten Abhandlungen ist dies nur bei jenen Wenigen möglich, die

ohnehin mehr und lieber lesen als andere. Gut geschriebene, süffige, leicht verständliche und doch inhaltvolle Artikel haben aber auch heute noch eine gute Chance, von einem Teil der Zeitungsläser zur Kenntnis genommen zu werden. Solche Artikel zu schreiben, ist allerdings ein Unterfangen, das ein Ringen mit der Sprache voraussetzt. Derartige Texte kann man nicht einfach auf das Papier sudeln. Eine bessere und breitere Erziehung zur Sprache und eine radikalere Textkritik in den Redaktionen würden hier weiterhelfen.

Durch sprachliche Fehler oder Ungenauigkeiten werden Inhalte oft verfälscht, manipuliert, verschleiert oder in das pure Gegenteil dessen verkehrt, was der Autor schreiben wollte. Die Verwendung von *Adjektiven* oder *Adverbien* in faktenorientierten Informationstexten ist ein probates Mittel, um Stimmung zu erzeugen: *der populistische Rechtspolitiker; die linksextreme Grüne.*

Von einem dramatischen Verlust der Denkfähigkeit zeugt der Missbrauch des Konjunktivs. Oft wird damit das Gegenteil dessen gesagt oder geschrieben, was die schreibende oder sprechende Person eigentlich ausdrücken wollte. Dies vor allem mit der heillosen Verwendung der Wörtchen «würde», «hätte» und «wäre» in der indirekten Rede: *Er sagte, er würde morgen das Matterhorn besteigen.* Der Sprechende möchte sagen, dass er das Matterhorn wirklich besteigen will. Er drückt sich allerdings in einem unschönen Irrealis aus und sagt stattdessen, dass er das Matterhorn nicht besteigen wird, weil er offenbar verhindert ist. Richtig müsste es heissen: *Er sagte, er werde morgen das Matterhorn besteigen.* Auch andere Konditionalformen werden bis in die grossen deutschen Rundfunkstationen hinein falsch gebraucht: *Sie sagte, sie hätte gestern ein Konzert besucht.* Sie hat es nicht besucht, denn wenn sie es besucht hätte, müsste es heissen: *Sie sagte, sie habe gestern das Konzert besucht.* Oder: *Er behauptete, er wäre noch nie in Köln gewesen;* richtig müsste es heissen, weil er tatsächlich noch nie in Köln war: *er sei noch nie in Köln gewesen.*

Der Irrealis droht auf diese Weise aus dem Bewusstsein vieler Menschen zu verschwinden. Hier geben viele Journalisten einem modischen Trend nach, der zum Sprachverlust führt. Auf diese Weise verlieren wir langsam die Fähigkeit, über etwas zu schreiben, was hätte sein können, aber nicht war. Wir berauben uns also der grossartigen Möglichkeit des spekulativen Denkens.

Ein weiteres Beispiel, das zur Sprachverhunzung führt, ist die übertriebene Feministensprache. Sie schafft die Sammelbegriffe ab oder bildet sie mit weiblichen Endungen. Das linguistisch unsinnigste Experiment in dieser Hinsicht

ist das Binnen-I. Diese Form kann nur weiblich gesprochen werden und taugt deshalb nicht für eine Sprache, die ja vor allem auch gesprochen werden will. Trotzdem wird es von Journalistinnen und Journalisten in rechthaberischer, unsinniger Weise oft sogar in der gesprochenen Sprache bis zur Missverständlichkeit gebraucht: Der Begriff «HörerInnentelefon» wurde im Schweizer Radio mehrfach von Sprecherinnen und Sprechern als Telefon für alle Zuhörer gebraucht, obwohl sich die Männer mit dieser Formulierung nun wirklich nicht angesprochen fühlen können. Es gibt eben eindeutig weibliche, aber keine eindeutig männlichen Sammelbegriff-Formen.

Die Bewohner einer Stadt sind alle Menschen, die in dieser Stadt wohnen. Will man nach Geschlechtern unterscheiden, so muss es heissen: Die männlichen Bewohner respektive die männliche Form ist in diesen Sammelbegriffen geschlechtslos. Indessen werden solche ideologisch motivierte Wortverdrehungen oft bis zur Lächerlichkeit durchgezogen. Da geht keine Frau mehr über einen Fussgängerstreifen, und keine wird einer Arbeitnehmergewerkschaft beitreten. Das Missverständnis, das Genus sei gleichzusetzen mit dem Sexus, ist bei einer gewissen Journalistengeneration vorläufig nicht auszurotten. Auch der Hinweis, dass es niemandem gelingen wird, Logik in die Sprache zu bringen, dringt auf taube Ohren. Dass ausgerechnet kritisch sein wollende Journalisten all diesen Unfug mitmachen, ist bemerkenswert. Hier fehlt der Mut, einem Mainstream der «Meinungsmacher» zu widerstehen, der keinen Bestand haben wird. Doch die Anbiederung an diesen Trend und die Furcht, die «political correctness» zu verletzen, kennt bei vielen keine Grenzen. Wo ist hier die Kritikfähigkeit geblieben?

Ans Mark jeden Sprachfreundes geht schliesslich der penetrante Hang, möglichst viele Anglizismen in unsere Sprache zu bringen. So entsteht aus dem Deutschen ein «Denglisch». Da kann man dann Sätze lesen wie: «Überdurchschnittliche Serviceleistungen haben Ruedi Häberli als Sales consultant ein erstklassiges Image verschafft.» – Heute geht man zum «shopping» statt zum Einkauf, man spricht von «leadership» statt von Führung, von «power» statt von Kraft, von «slow motion» statt von Zeitlupe. Neue Zeitungen heissen «Facts», «Focus» oder «Trend», früher hiessen sie noch «Spiegel», «Zeit» und «Weltwoche». Die Reihe ist unendlich lang und wird immer länger. Wenn das so weitergeht, ist das Deutsche bald nicht mehr in der Lage, moderne Begriffe zu bilden. Es verarmt und wird, weltweit gesehen, zu einer Provinzsprache wie in der Schweiz das Rätoromanische.

Aufzuhalten wäre der Verlust an Sprachkultur nur durch Schulung, Bewusstmachung und eine sprachkritische Haltung vor allem auch in den Zeitungs-

und Rundfunkredaktionen. Sie haben doch Vorbildfunktion und zum Teil eine grosse Verantwortung, wie etwa der Weltsender «Deutsche Welle». An ihm orientieren sich täglich viele Deutsch lernende Menschen in aller Welt. Doch auch sie werden leider ausgiebig mit jenem modernen Sprachschrott bedient, dessen Verwendung heute offensichtlich als chic gilt.

Der Kampf um die schöne Schriftsprache ist, wie gesagt, so alt wie das Schreiben selbst. Es soll hier auch nicht einem Puritanismus, der ebenfalls einschränkend wirkt, das Wort geredet werden. Doch bei aller Toleranz: Die Sprachverletzung und in ihrem Gefolge die Sprachzerstörung schreitet in unserer vernetzten, gehetzten und flüchtigen Welt in hohem und erschreckendem Masse fort. Ihr muss überall dort der Riegel geschoben werden, wo dies möglich ist. Wenn wir allen Strömungen des Zeitgeistes nachgeben, geben wir einen Teil unserer Identität auf. Ein Volk aber, das seine Sprache schändet, verliert auch seine Kultur.